

Paulus Hochgatterer

„Mauern und Vogelflüge. Über die Notwendigkeit des Metaphorischen und die Idee der Freiheit in der Psychiatrie“

(Festrede, 40 Jahre PSZ GmbH, Stockerau, 14/11/2018)

Sehr geehrte Festgäste,
liebe Kolleginnen und Kollegen!

Was könnte ich, ein Mensch der Literatur und einer, der vorwiegend mit Kindern und Jugendlichen zu tun hat, bei einem derartigen Anlass sagen, habe ich mir überlegt, bei einem Anlass, den eine Einrichtung liefert, die sich in erster Linie mit Erwachsenen beschäftigt, die, zweitens, vierzig Jahre alt geworden ist, also definitiv keinen Kindergeburtstag feiert.

Ich könnte beginnen über die verdienstvolle Arbeit der PSZ GmbH zu sprechen, habe ich mir gedacht, lang und breit, von Hainburg bis Hausleiten, von Kirchschatz in der Buckligen Welt bis Laa an der Thaya, inhaltlich von der psychiatrischen Behandlung bis zum Wohnungsbestand, von der Suchtberatung bis zur Arbeitsassistenz, ich könnte über die Ausweitung der Tätigkeitsbereiche im Lauf der Jahrzehnte sprechen, über den Zugewinn an Kompetenz und Mitarbeiterinnen, über das Engagement der Letzteren und den Ruf, den sich die Organisation bei ihren Patientinnen, Klientinnen, Kundinnen, bei den Kommunen, die sie versorgt, und nicht zuletzt bei ihren Geldgebern erworben hat.

Ich könnte schließlich darüber reden, dass man auf dem Feld der psychosozialen Versorgung Einrichtungen begegnet, die alle mehr oder minder phantasievoll-pathetische, mehr oder minder suggestive, in jedem Fall programmatische Namen tragen: pro mente, Rettet das Kind, Caritas, Haus der Zuversicht, Neustart, Rat und Hilfe, Bunter Schirm, etc. und dass es eigentlich den Regeln der Werbewirtschaft diametral widerspricht, dass da seit vierzig Jahren unter all den genannten eine Non-Profit-Organisation reussiert, die einen Namen hat wie vielleicht eine Spedition oder wie ein Ableger des Raiffeisen-Lagerhauses – PSZ GmbH. Darüber könnte ich sprechen, habe ich mir gedacht, all das wäre richtig und angemessen, Sie, meine Damen und Herrn, würden beifällig nicken und Martin Kaukal würde hoffentlich nicht länger als eine Sekunde darüber nachdenken, seiner Firma einen anderen Namen zu geben. Ich finde „PSZ GmbH“ super – nur damit da kein Missverständnis aufkommt! (Das Raiffeisen-Lagerhaus finde ich übrigens auch super.) Ich könnte also das Erwartbare sagen, wäre damit auf

der sicheren Seite, Sie wären es auch und wir würden die Spur von Langeweile in Kauf nehmen, die sich einstellt, wenn jemand in erster Linie das Erwartbare sagt. Das habe ich mir gedacht. Dann ist mir zweierlei dazwischen gekommen: Erstens das vermutlich mit dem Lebensalter zusammenhängende Gefühl, die Dinge, die einem wirklich wichtig sind, auch sagen zu müssen, wenn man Gelegenheit dazu erhält, weil nicht mehr genügend Zeit dafür da ist, sie noch einmal aufzuschieben, mit anderen Worten, das Gefühl, zu alt dafür zu sein, zu gewissen Dingen den Mund zu halten. Und zweitens die Erkenntnis, dass man nach Michael Köhlmeiers Gedenkrede gegen Gewalt und Rassismus in der Hofburg in Wahrheit jede eigene Rede so beginnen sollte, wie er am 4. Mai dieses Jahres die seine begonnen hat: „Meine Damen und Herrn, man soll die Dinge beim Namen nennen. Erwarten Sie also nicht von mir, dass ich mich dumm stelle.“

Die Notwendigkeit, die Dinge, die mir wichtig sind, beim Namen zu nennen, und das Zugeständnis an mich selbst, auf die Anstrengung, mich dumm zu stellen, verzichten zu dürfen – das ist mir also dazwischen gekommen und genau das werde ich Ihnen in meiner Rede auch zumuten. Da ich zugleich der vielleicht ein wenig idealisierenden Auffassung bin, dass wir, die wir in irgendeiner Form in der Psychiatrie tätig sind, vor allem eine Fähigkeit besitzen sollten, nämlich die, für die anderen eine Zumutung zu sein, habe ich die Hoffnung, dass Sie, meine Damen und Herrn, die Bereitschaft haben, das ein wenig auszuhalten.

Ich werde versuchen, über einige wenige Dinge zu sprechen, die meiner Ansicht nach Bedeutung haben, über Dinge, von denen heutzutage kaum etwas zu hören ist. Möglicherweise hat das damit zu tun, dass es sich um sogenannte große Dinge handelt, die daher mit einem Pathos verbunden sind, mit dem man offenkundig nichts zu schaffen haben möchte. Möglicherweise liegt die Ursache auch im Horizont, den diese Dinge implizieren und der rein konjunkturell gegenwärtig gerade nicht im Hoch steht, aber das ist eine arrogante und böse Bemerkung, für die ich auch sofort um Entschuldigung bitte. Die Rede ist von Freiheit, Macht und Fürsorge. Darüber möchte ich sprechen, manchmal deutlicher, manchmal nur implizit, und da hier und heute Psychiatrie das Thema ist, werde ich versuchen, es entlang meiner eigenen Psychiatrie-Sozialisation zu tun. Dafür, dass das ein wenig persönlich werden wird, bitte ich nicht um Entschuldigung, denn wenn man sich auf Psychiatrie einlässt, wird es immer persönlich, das wissen Sie genauso gut wie ich.

Freiheit, Macht und Fürsorge, davon soll also die Rede sein, außerdem – auf einer Metaebene und explizit – von etwas, dem ich seit jeher verfallen bin, als Kinder- und Jugendpsychiater gleichermaßen wie als Schreibender, von Bedeutung. Damit Sie angesichts des Gewichtes dieser Begriffe nicht in die akute Depression verfallen, werde ich zuvor das tun, bei dem ich mich

in Wahrheit immer schon am wohlsten gefühlt habe: Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen. Sie ist nicht sehr lang, hat mit Kinder- und Jugendpsychiatrie zu tun, mit der Idee von Freiheit und ein wenig mit dem Fliegen. Somit werde ich mit ihr auf semielegante Weise versuchen, gleich auch die Kurve zum angekündigten Thema dieses Vortrages zu kriegen. Die Geschichte handelt von einem Kind. Das haben Sie erwartet. Das Kind heißt Matteo.

Matteo ist acht, kurz und stämmig und hat neben seinen Schwierigkeiten im psychosozialen Bereich ein somatisches Grundproblem, das Martin-Albright-Syndrom heißt, in einer Störung der Nebenschilddrüsenfunktion besteht und unter anderem zur Ablagerung von Kalziumsalzen in den Gelenken, Muskeln und im Unterhautbindegewebe führt. Matteo hinkt daher ein wenig und kann seinen linken Arm nicht normal einsetzen. Zu uns kommt er, weil er sich in letzter Zeit vor allem in der Schule nur noch verweigernd und aggressiv verhält. Störung des Sozialverhaltens heißt das in unserem Diagnosekatalog.

Der erste Satz, den Matteos Vater an der Abteilung spricht, lautet: „Die Lehrerin sagt, er kann gar nichts.“ Seine Mutter sagt: „Außerdem kackt er sich an.“

Der erste Satz, den Matteo sagt, ist: „Schau nicht so blöd!“ Er spricht ihn in den Raum, zu allen. „Ich bin verpfuscht.“ Das ist sein zweiter Satz. Er erweist sich als seine bevorzugte Selbstzuschreibung, sozusagen sein Markenzeichen. Ich bin verpfuscht. In der Folge tut Matteo alles, um sein Selbstkonzept abzusichern. Er schreibt mit Filzstift an die Wand, er setzt den Lift außer Betrieb, er bespuckt fremde Menschen, er greift den Sozialpädagoginnen an die Brust, er nimmt den anderen Kindern das Essen vom Teller, er macht der Ergotherapeutin die Pappmache-Puppenköpfe, die sie in ihrem Zimmer aufgestellt hat, kaputt. Aus völlig heiterem Himmel – manchmal sind Minimalfrustrationen rekonstruierbar, manchmal auch nicht – wirft er sich zu Boden, brüllt laut, und wenn ihm nicht schnell genug das richtige Entspannungsmittel, zum Beispiel ein Stück Schokolade, angeboten wird, macht er in die Hose. „Ich stinke“, sagt er dann, „wer putzt mich?“ Die Mutter meint, derartige Anfälle habe er immer schon gehabt. Als er entdeckt, welches mein Zimmer ist, versucht Matteo regelmäßig, im Vorbeigehen die Tür zu öffnen. Mir macht das erst etwas aus, als ich einmal an die Schnalle fasse und zu spät merke, wo Matteo offenbar davor seine Finger gehabt hat. Innerhalb kurzer Zeit geht die Lust, mit Matteo zu arbeiten, im gesamten Team merklich gegen null.

Das Nette an der Interdisziplinarität in der Kinder- und Jugendpsychiatrie ist, dass sich für jede Rolle immer jemand findet. Wie das funktioniert, weiß ich in Wahrheit nicht, aber wenn ein Böser gefragt ist, ist er da, und wenn

man einen Engel oder eine Mutter Teresa sucht, kann man sicher sein, dass er oder sie vom Himmel schwebt. In unserem Fall heißt Mutter Teresa Franz. Franz ist unser Physiotherapeut. Er ist der einzige Physiotherapeut, den ich kenne, der ohne eigenen Raum auskommt; den hat man nämlich bei der Planung unserer Abteilung vergessen. Franz sagt, das mache ihm nichts, und die Bösen unter uns sagen, das sei logisch, denn fürs Kaffeetrinken brauche man auch keinen Raum. Ich finde das ein wenig ungerecht. Franz arbeitet auf dem Sportplatz, in der Natur, in der Schulklasse und, wenn es sein muss, vor den Patientenzimmern auf dem Gang. In der Freizeit ist Franz in einem Kraftsportverein, also Gewichtheber, und ein Gewichtheber brauche keinen Turnsaal, sagt er.

Im Frühherbst geht Franz auf Urlaub, drei Wochen. Als er zurückkommt, sieht er Matteo und lacht. Matteo sieht Franz, stutzt und sagt: „Schau nicht so blöd!“ Wir alle sehen die beiden, die in gebotenem Abstand vis a vis dastehen und einander anschauen, und Natascha, die für Matteo zuständige Sozialpädagogin, spricht schließlich aus, was wohl die meisten von uns denken: „Er sieht dir total ähnlich!“

Was Franz in der Folge mit Matteo macht, ist nicht ganz durchschaubar. Man sieht die beiden mit Bällen, mit Holzstöcken oder mit Gymnastikkeulen. Ab und zu sieht man Matteo auf einem Fahrrad mit Stützrädern sitzen. Meistens brüllt er dabei, Franz steht daneben und schaut gelangweilt. Manchmal verschwinden die beiden einfach in der Au. Franz hat immer einen Sack mit Reservekleidung dabei. Den braucht er aber nie.

Nach einigen Wochen kommt Franz eines Tages zu mir und sagt, Matteo wolle mir etwas zeigen. Wir gehen gemeinsam auf den Sportplatz vors Fußballtor, Franz stellt sich hinein, Matteo legt den Ball auf den Elfmeterpunkt, nimmt Anlauf und schießt ein Tor. Ich applaudiere und Matteo sagt: „Wir spielen Fußball. Franz ist kein guter Tormann.“ Dann sagt er: „Ich muss dir noch etwas zeigen.“ Franz schaut überrascht und zuckt mit den Schultern. Matteo führt uns zum Klettergerüst, legt seine Jacke auf den Boden und beginnt hinaufzuklettern. Als er etwa einen Meter unter dem Scheitel, das sind vielleicht drei Meter über Grund, angelangt ist, merken wir, wie seine Beine anfangen zu zittern, er sich verkrampft festhält und nicht mehr weiter kann. Franz spürt offenbar meinen Impuls, zu intervenieren und hält mich mit einer Geste zurück. „Und was ist jetzt?“ fragt Franz. Matteo wendet sich zu mir und sagt: „Schau nicht so blöd!“ „Was könntest du jetzt tun?“ fragt Franz. Matteo scheint eine Weile zu überlegen; schließlich sagt er: „Ich könnte einen kleinen Zornanfall bekommen.“ Franz verdreht gelangweilt die Augen. Matteo verharrt eine weitere Minute, dann sieht man plötzlich ein kleines Triumphieren in seinem Gesicht. „Was ist?“, fragt Franz. „Ich könnte auch einfach davonfliegen“, sagt Matteo. Dann beginnt er den Abstieg.

Natürlich kann man aus der Geschichte von Matteo ableiten, dass, geradeso wie die Erziehung mancher Kinder bekanntermaßen ein ganzes Dorf braucht, psychiatrische Behandlung ohne ein ganzes Team nicht denkbar ist; und natürlich kann man sich fragen, ob uns allen das gelegentliche Stemmen von Gewichten nicht jenen Atem geben könnte, den wir an uns selbst immer wieder vermissen. Psychoanalytisch verbildete Menschen denken bei der Geschichte von Matteo vermutlich an die Zusammenhänge von Analität und Aggression und natürlich fällt uns dazu Sigmund Freuds Phasenmodell ein. Oral, anal, ödipal, - das ist in uns fixiert wie ein Auszählreim. Manchen von uns kommt angesichts von Matteos Eltern („Er kann gar nichts und er kackt sich an.“) möglicherweise auch Donald Winnicott mit seinem Konzept der „good enough mother“, der Mutter, die gut genug ist, in den Sinn, das gerade in der Arbeit mit Müttern und Vätern dieser Kategorie eine ziemliche Entlastung sein kann.

Wir schauen Matteo und Franz jedenfalls zu und sehen die Mikroszenen, die sich im therapeutischen Prozess darbieten.

Ein Kind schimpft.

Ein Kind trotzt.

Ein Kind spielt.

Ein Kind stellt sich etwas vor. Fliegen.

Wir sehen die seltsame Physiognomie des Knaben, die wohl mehr ein Abbild der Demütigungen ist, die er im Lauf der Jahre erfahren hat, als eine Manifestation seiner schwer aussprechbaren Stoffwechselstörung. Wir sehen einen einsamen verwundeten Krieger, der im Gewährwerden seiner Überforderung und Machtlosigkeit nach dem strebt, was als letzter Ausweg beinahe immer zur Verfügung steht, nach einer Identität aus Regression und Schrecklichkeit. Wir sehen ihn kämpfen, wir hören ihn schimpfen und wir riechen ihn.

Schließlich erleben wir, wie Franz erscheint und ihn rettet. Wir sehen Matteo spielen. Matteo schießt ein Tor. Es gelingt ihm damit, was die Essenz sowohl von Spiel als auch von Therapie ist – angewandte Metaphorik. Etwas weniger sperrig formuliert: Er überträgt in der Beziehung zu seinem Therapeuten Bedeutung von seiner schwer erträglichen Realität auf ein Fußballfeld. Einmal kann er Sieger sein. Das rührt uns. Wer den Blick auf Menschen wirklich riskiert, dem bleibt Pathos nicht erspart. Das wissen Sie alle.

Apropos Metaphorik: Ganz am Schluss sagt Matteo „Ich könnte einfach davonfliegen“ und es ist völlig unnötig, Sie auf die Frage hinzuweisen, auf die es heute und im Umgang mit Menschen überhaupt ankommt, denn Sie haben sie in Wahrheit längst gestellt:

Was bedeutet das?

Was bedeutet das? Wo kann ich frei sein? Wer hat Macht über mich? Was ist meine Wirklichkeit? Warum ist die Welt nicht gerecht? Diese Fragen stellt Matteo und genau diese Fragen stellen alle unsere Patientinnen und Patienten täglich an uns. Zumindest implizit stellen sie, Matteo und all die anderen, immer auch jene Frage, die in Wahrheit alles entscheidet: Wer sorgt sich um mich, nämlich wirklich?

Wollen wir die Kinder, Jugendlichen, Erwachsenen und betagten Menschen, die sich an uns wenden, ein wenig besser verstehen, dann sollten wir diese Fragen stellen, denke ich, vor allem die Frage nach der Bedeutung. Dabei sollten wir nicht den Fehler begehen, einer objektiven Wirklichkeit auf den Grund gehen zu wollen, sondern vielmehr wissen, dass die Frage nach der Bedeutung immer eine Frage nach beidem ist, nach der Realität des Menschen, auf den sie sich bezieht, und nach seinem Narrativ, nach seiner höchst subjektiven Erzählung. Manchmal liegen die zwei Dinge ziemlich weit auseinander, manchmal berühren sie sich – wie bei Matteo, wenn er wegfliegt, ein nicht ganz schlanker Enterich mit einem lahmen linken Flügel.

Was bedeutet das?

Von Oktober 1984 bis Mai 1985 habe ich in Gugging meinen Zivildienst abgeleistet und wenn ich heute mit größerer Sicherheit denn je sage, dass es die acht wichtigsten Monate meiner gesamten psychiatrischen Ausbildung waren, so klingt das zwar rückwärtsgewandt sentimental, ist aber trotzdem richtig. In der rauchgeschwängerten Luft des alten Kaffeehauses, in dem überwiegend die sogenannten chronischen Patienten zugange waren, habe ich begonnen zu verstehen, dass die menschliche Psyche nicht nur ein extrem verwundbares Lebewesen ist, das manchmal ausbrechen kann wie ein Vulkan und manchmal in tausend Teile zerfällt, sondern dass sie unter Bedingungen äußerer Kälte ihren Herzschlag und ihre Temperatur runterfährt wie ein Murmeltier im Winterschlaf und unter Bedingungen äußerer Trockenheit ihre Bedürfnisse reduziert wie jene Wüstenkakteen, denen ein paar Tropfen Wasser ausreichen, um übers Jahr zu kommen. Ich habe nicht nur begriffen, dass den Menschen in diesem graugelben Saal ein paar Tassen Kaffee und zwei Packungen Flirt ohne Filter genügten, um über den Tag zu kommen, sondern, dass das manchmal schon zwanzig Jahre lang der Fall war oder noch länger. Wenn Alfred Grillmaier hereingeschneit kam, Rainer Gross, Renate Fanta, Theo Meißel, Peter Denk oder wie auch immer sie hießen – alle stets sehr in Eile und alle nur ganz kurz –, war für Sekunden zu spüren, dass es da auch etwas Anderes gab, etwas, das außerhalb lag und mit einer besseren Welt zu tun hatte, mit dem psychosozialen Dienst, der vor kurzem geboren worden war, mit dem

Sektor, wie es in eine Kurzformel gebracht wurde: Ich fahre in den Sektor. Christine Hochwimmer, heute Diercks, blieb übrigens einmal etwas länger sitzen, weil sie mir ihren roten Citroen verkaufen wollte, offenbar um mit einem neuen Auto schneller und sicherer dorthin zu kommen, in den Sektor. Mir war das Auto zu klapprig und zu teuer, außerdem sagte mir Franz Artenjak, einem Psychiater würde er niemals etwas abkaufen, am allerwenigsten ein Auto. Artenjak war einer dieser Menschen, deren Psyche sich immer wieder verhielt wie ein Murmeltier oder wie ein Wüstenkaktus, zurückgezogen und verschlossen. Dazwischen wachte er auf, erzählte von einer Welt, in der es ein komplexes System aus Engeln und zumindest acht Sonnen gab, und brachte mir Touch bei, eine russische Kampfpatience, die man zu zweit spielt. Er und die übrigen Patienten im alten Kaffeehaus lehrten mich, dass zwar der Sektor vorhanden war, dieses Außerhalb, das mit Freiheit zu tun hatte und mit Selbstbestimmung, dass daneben aber auch andere Dinge existierten. Macht zum Beispiel. Oder die Mauer. Sektor hin, Sektor her, die Psychiatrie bemächtigte sich der Menschen, das war nicht zu übersehen, und man musste dazu von den eher experimentellen Dapotum-Depot-Serien, die gewisse Psychiater-Kollegen verabreichten, gar nichts wissen. Die Anstalt zeigte ihre Macht, wo sie es wollte, und sie tat das im Schatten der Mauer. Sie erzeugte, was sie brauchte, und sie tat es in ihrem Schutz. Das wurde einem jedes Mal, wenn man sie durchschritt, von außen nach innen oder von innen nach außen, klar. Der Sektor gegen die Mauer, das habe ich damals vor fast 35 Jahren gelernt. Inzwischen sind die Sektoren zur PSZ GmbH geworden und Gugging hat sich aus den einhegenden Mauern davongestohlen, vor elf Jahren schon, und das ist sehr gut so.

Die Einhegung der entgrenzten menschlichen Psyche mit Hilfe von Mauern – das ist die historisch gewachsene Grundsituation der Psychiatrie. Da die Sache physisch schwer funktioniert – den Sonnen und Engeln in Franz Artenjaks Kopf wären Mauern aus Ziegeln oder Stahlbeton wohl ziemlich egal gewesen –, ist das Zentrum dieser Figur notwendigerweise ihre Symbolik. Mauern sind nach außen hin da, um Menschen in ihren Bewegungsmöglichkeiten einzuschränken, einerseits; andererseits umgrenzen sie Herrschaftsräume. Mauern in der Psychiatrie – das kennen die meisten von Ihnen – bestehen aus der Hausordnung, aus Bekleidungs Vorschriften, aus Funktionsprofilen, aus Medikamenten, aus Ärzten, aus Pflegepersonen und nicht zuletzt aus Worten: Unterbringung, Paktfähigkeit, Selbst- oder Fremdgefährdung, Erstanhörung, Deeskalationsteam, Verhandlung, Beschränkung, Schutzfixierung, Wahnvorstellung, Präsuizidalität, Realitätsunsicherheit, Denkstörung. Am Ende bestehen die gemeinten Mauern nach wie vor aus Ziegeln oder Beton,

dort und da zumindest, und das einzig Gute daran ist der Umstand, dass das einen dazu nötigt, sich sofort die zentrale Frage zu stellen: Was bedeutet das?

Was bedeuten die alten Mauern, die sich zum Beispiel rings um neu errichtete Abteilungen für Kinder- und Jugendpsychiatrie befinden, Mauern, die vielleicht ein Jahrhundert auf dem Buckel haben samt all dem, was sich in diesem Zeitraum ereignet hat? Es gibt ja eh Türen und Tore, werden manche von Ihnen vielleicht sagen, und der alte Witz, dass immer einer der Schlüssel hat, besitzt doch längst keine Gültigkeit mehr. Wer sperrt denn heute noch zu? Stimmt. Denken wir uns die Mauer doch einfach weg, wenn eine da ist. Wir, die wir die Macht dazu haben.

Nicht nur, weil die Geschichte der Psychiatrie auch eine Geschichte des Machtmissbrauches in seiner abscheulichsten Form ist, sollten wir, die wir in diesem System tätig sind, gelegentlich darüber nachdenken, wie es sich mit der Macht verhält, die wir tagtäglich ausüben. Ist doch alles inzwischen ganz anders, werden manche von Ihnen vielleicht protestieren, Unterbringungs- und Heimaufenthaltsgesetz, Patientenanwaltschaft, Bewohnervertretung – Kontrolle gewährleistet Transparenz. Stimmt schon, einerseits, andererseits habe ich den Verdacht, dass die offensive Rede von Kontrolle und Transparenz manchmal nichts Anderes ist als die Maske über einem nicht weniger offensiven Streben nach Machterhalt. Das kann ich allerdings jetzt nicht belegen, daher vergessen Sie es bitte gleich wieder.

So oder so, wir greifen ein in die zentralen Lebensbereiche unserer Patientinnen und Patienten, in ihre Leistungsfähigkeit, ihr Berufsleben, in ihre Familien und ihre Freizeit. Mit unseren therapeutischen und medikamentösen Interventionen legen wir unsere Hände an das Denken, an das Fühlen und an die Sexualität dieser Menschen, an den Kern dessen, was wir gewohnt sind, Identität zu nennen. Wir tun es – wir haben es vorhin schon gehört – mit Hilfe diverser Regelwerke und mit Hilfe von Worten. Depersonalisationserlebnis. Gestörter Realitätsbezug. Akustische Halluzination. Suizidalität. Wer die Worte beherrscht, herrscht. Sprache ist Macht. Das brauche ich in diesem Rahmen nicht eigens zu betonen.

Macht braucht Kontrolle, ohne Zweifel. Dort, wo hierarchische, organisatorische oder Ablaufstrukturen die Macht definieren, ist das schon eingerichtet. Dort, wo wir unseren Patientinnen und Patienten gegenüber sitzen und ihnen ein Neuroleptikum verschreiben, eine systemische Familientherapie empfehlen und eine Arbeitsassistenz dringend ans Herz legen, oder vielleicht eine Scheidung, ist es schwieriger, denn diese Variante der Ausübung höchstpersönlicher Macht innerhalb unserer Behandlungs- und Beratungsbeziehungen kann in Wahrheit nur durch uns selbst kontrolliert werden: durch die ständige Bereitschaft, uns die Dinge, die wir tun, bewusst zu machen; durch Wachheit der eigenen Müdigkeit und

Misstrauen der eigenen Routine und Korruptierbarkeit gegenüber. Nur dann bleiben die Mauern, die wir errichten, um unsere Patienten einzuhegen, übersteigbar. Dieser Mauern existieren nämlich hauptsächlich an jenem Ort, an dem Metaphern entstehen und wirksam gehalten werden, in unseren Köpfen. Diese Machtmauern in unseren Köpfen kontrollieren wir am allereffektivsten, indem wir uns immer wieder die wichtigste aller Fragen stellen: Was bedeutet das? – Schon wieder diese Frage? Ja, schon wieder.

Was bedeutet es für unsere Psychiatrie, die in den letzten vierzig Jahren gelernt hat, auf physische Mauern mehr und mehr zu verzichten, dass an anderen Orten und in anderen Zusammenhängen dieselben konjunkturell wieder im Hoch stehen, dass die Erzeuger mobiler Gitterzäune das Geschäft ihres Lebens machen oder dass der amerikanische Präsident vor laufenden Kameras von der Schönheit des Stacheldrahtes schwärmt? Was bedeutet es für uns und unsere psychisch verletzten Patienten, dass man psychisch verletzte Menschen erst hinter Zäunen und Mauern konzentrieren und dann an den Ort ihrer Verwundung zurückschicken möchte? Was bedeutet es für uns, die wir täglich gemeinsam mit unseren Patientinnen und Patienten Um- und Schleichwege erkunden, Fluchtrouten aus ihrer Bedrängnis und ihrer Angst, wenn andernorts Fluchtrouten geschlossen und die, die versuchen, sie zu begehen, genötigt werden, in Angst und Bedrängnis zu verbleiben? Ich weiß, das ist eine unangenehme Frage, aber ich weiß genauso, dass die bequeme Ausflucht, das eine habe mit dem anderen nichts zu tun, leider falsch ist. Die Frage nach der Bedeutung impliziert, dass die Dinge immer miteinander zu tun haben, die Verletzungen, die Auswege, die Asyle, die man baut. Unser aller Aufgabe ist es – das würde ich mir zumindest wünschen –, darauf zu achten, dass wir die Mauern, mit deren Errichtung in den Köpfen anderer Menschen begonnen wird, nicht in unseren eigenen Köpfen zu Ende bauen.

Als ich im Herbst 1986 im psychiatrischen Krankenhaus Mauer meine erste bezahlte Stelle antrat, habe ich mir die Frage, ob sich ein Standort, der so heißt, wie die Sache, die man eigentlich wegkriegen möchte, damit schwerer tut als andere, noch nicht gestellt. Heute weiß ich lediglich, dass die Gefahr, bei Benennung dieser Konstellation auf die Ebene des billigen Kalauers zu geraten, beträchtlich ist, außerdem, dass der Denkmalschutz bei der Nutzung von Jugendstilgebäuden tatsächlich ein Problem darstellen kann. Sonst bin ich nicht viel klüger geworden.

In den Sektor fuhr man damals aus Mauer jedenfalls nicht, weder real noch atmosphärisch, daran kann ich mich erinnern. Es hat freilich auch keine junge Assistenzärztin versucht, mir ihr Automobil zu verkaufen. Stattdessen wurde die Geschichte erzählt, der ärztliche Direktor sei früher auf einem Pferd durch die Anstalt geritten, in Stiefeln, mit der Gerte in der

Hand. Das liege allerdings schon einige Zeit zurück. Warum mir die Sache mit dem Herrenreiter auf seinem Pferd ausgerechnet jetzt einfällt, weiß ich nicht. Noch weniger weiß ich, ob es schwarz oder braun war. Was bedeutet das? könnte man vielleicht fragen. Dass der Herr Direktor mit seinem Pferd über die Mauer gesprungen ist, steht jedenfalls eher nicht zu vermuten.

Um Sie jetzt nicht im Zustand der Betretenheit zu lassen, begeben Sie sich gleich zurück nach Gugging, in die Zeit meines Zivildienstes, zu einem Buch, das dort im Jahr 1985 anlässlich des 100-jährigen Jubiläums des Krankenhauses publiziert wurde: Gugging. Versuch einer Psychiatriereform. Konkret begeben Sie sich zum Inhaltsverzeichnis dieses Buches. Mehr besitzen Sie davon nämlich nicht, seltsamerweise. Was das wohl bedeutet?

Alois Marksteiner schreibt in dem Buch Grundsätzliches zur psychiatrischen Versorgung Niederösterreichs – klar, Rainer Danzinger über die Anwendung der Psychoanalyse im klinischen Alltag – nicht verwunderlich, Helge Lindinger zum Thema „Die Anstaltspsychiatrie und die sogenannte Antipsychiatrie“ – auch das verwundert nicht, und Christine Hochwimmer über drei Jahre psychiatrische Tätigkeit im Sektor Bruck/Schwechat – ich sehe sie hinausfahren in ihrem roten Citroen, ich höre die Karre scheppern und ich würde sie ihr auch heute nicht abkaufen. Theo Meißel schreibt über Familiarisierung, Rainer Gross über Nachbetreuung, Alfred Grillmaier über die Animation mit Langzeitpatienten und Siegfried Öppinger, gar nicht erstaunlich, über Musiktherapie. Heinz Katschnig schließlich schreibt ab Seite 26 – so in nämlichem Inhaltsverzeichnis angekündigt – über (ich zitiere wörtlich) „Mistelbach: Eine Modellregion der Weltgesundheitsorganisation“. So etwas kann einen sehr froh machen. Wir werden demnächst eine dislozierte Kinder- und Jugendpsychiatrische Tagesklinik in Mistelbach eröffnen, vielleicht schon im kommenden Februar. In der Weltmodellregion. Dass Gert Eichberger in jenem Sammelband dann über die Entwicklung des Psychosozialen Dienstes in Ostniederösterreich schreibt und als Beispiel das Psychosoziale Zentrum Mistelbach anführt, ist nur folgerichtig. Mistelbach scheint auch damals schon ein Ort gewesen zu sein, an dem man keine Mauern gebraucht hat, weder äußere noch innere. In Mistelbach dürfen die Vögel tief fliegen. Das hat etwas Romantisches und zugleich etwas ungeheuer Beruhigendes.

Psychiatrie, der Umgang mit dem verwirrten Geist und der verletzten Seele, sollte, denke ich, immer dreierlei sein: utopisch, narratologisch und sozial. Sie sollte sich mit der Frage befassen, wie der innerlich gefesselte Mensch zu mehr Freiheit gelangt, wie man ihm dazu verhelfen kann, seine Geschichten zu erzählen, und wie es ihm gelingt, mit der Welt samt ihren realen Ansprüchen wieder in Beziehung zu treten. Das ist romantisch, jawohl, aber erstens werden wir ein bisschen Romantik wohl aushalten,

denke ich, und zweitens ist mir eine Psychiatrie mit einem Schuss Romantik allemal lieber als eine rein anankastisch-phänomenologisch die kühlen Oberflächen der DSM-5 und ICD-11-Systematiken polierende Disziplin ohne Herz. Gerade an einem Tag, der uns – in der Erinnerung zumindest – für einen kurzen Augenblick zurückführt in die Zeit, als Reform und Romantik noch Geschwister waren, erlaube ich mir das zu sagen.

Apropos Romantik. Einen Begriff habe ich vergessen. Vor einem so dezidiert emanzipatorisch orientierten Publikum nenne ich ihn noch leiser als sonst: Fürsorge. Neben dem durch viele Untersuchungen untermauerten Umstand, dass die Gesamtzahl psychischer Störungen in der Bevölkerung über die Jahrzehnte hinweg erstaunlich konstant zu bleiben scheint, gibt es ein Ergebnis, das in unserer apokalypseaffinen Gesellschaft zirka genauso wenig populär ist. Der wesentliche prognostische Faktor für die Entwicklung eines psychisch belasteten Kindes ist das Vorhandensein von etwas, das im englischen Sprachraum „one caring person“ heißt – eine Person, die Fürsorge aufbringt, eine Person, die sich kümmert. Ist sie da, gehen die Dinge tendenziell gut aus, fehlt sie, fehlt auch das gute Ende. OCP – one caring person – das können Sie sich gefahrlos merken, denn es gilt ja eh nur für die Kinder- und Jugendpsychiatrie.

Zurück zu Psychiatrie und Bedeutung. Was verbindet die beiden? Das ist leicht, werden jene unter Ihnen sagen, die sich noch ab und zu den Luxus tiefenpsychologischen Denkens gönnen. Was soll die Psychiatrie sonst sein als Bedeutung? Und Sie haben recht damit. Bedeutung, die in jenen Regionen zu finden ist, die man das Unbewusste nennen kann, in der Tiefe eben, - das ist das Eine. Gilles Deleuze benennt diesen Zugang in seinem wunderbaren kleinen Aufsatz „Was die Kinder sagen“, publiziert als neuntes Kapitel des Sammelbandes „Kritik und Klinik. Aesthetica“, als die archäologische Konzeption der Psychoanalyse. Erinnernd, eingedenk und monumetal gehe sie von einem Vorgang aus, in dem ein Pfeil übereinanderliegende Schichten von oben nach unten durchquert. Notwendigerweise gehe es immer darum, in die Tiefe zu graben, sich in Sehnsüchte, Ängste, Konflikte, also in Persönlichkeiten, einzuwühlen.

Psychoarchäologie ist also das Eine. Es gibt auch ein Anderes. Das hat zu tun mit Physiotherapeuten, die sich an ihre Gewichthebervergangenheit erinnern, mit dicklichen Buben, die samt ihrer Zornanfallsneigung und samt ihrer Bewegungseinschränkung auf Klettergerüste steigen, und mit reformromantischen Assistenzärztinnen in ihren auch schon ein wenig bewegungseingeschränkten roten Autos, es hat zu tun mit Fußballtoren, mit Ärzten, die „präsuizidal“ sagen oder „formale Denkstörung“, mit Herrenreitern zwischen Jugendstilgebäuden und mit Welten, in denen es Engel gibt und zumindest acht Sonnen. Die Leichtigkeit der Erzählung

relativiert die Starrheit des psychoanalytischen Modells, die Dinge begegnen sich und gewinnen je nach Umgebung, Zusammenhang, Perspektive, je nach der Landkarte, auf die sie gezeichnet wurden, eine andere Art von Bedeutung. Gilles Deleuze nennt das Ganze die kartographische Konzeption der Psychoanalyse (Zitat):

Die Landkarten überlagern sich. (...) Von Karte zu Karte handelt es sich nicht um die Suche nach einem Ursprung, sondern um die Bewertung von Verschiebungen. Jede Karte ist eine Neuverteilung von Sackgassen und Durchbrüchen, von Schwellen und Schranken. (...) Das Unbewusste hat nicht mehr mit Personen und Objekten zu tun, sondern mit Wegen und Werden; es ist kein Unbewusstes des Eingedenkens mehr, sondern eines der Mobilisierung, dessen Objekte eher davonfliegen und weniger in der Erde vergraben bleiben.

Bedeutung entsteht also auch in der Horizontalen, sogar wenn es dezidiert um ein tiefenhermeneutisches Modell geht, wie es die Psychoanalyse darstellt. Ein Achtjähriger, der sich tobend auf den Boden wirft und sich ankackt, wenn man seinen regressiven Wünschen nicht augenblicklich nachkommt, ist natürlich mit seiner aggressiven Analität beschäftigt, einerseits. Andererseits begegnet er einem Physiotherapeuten, der ohne einen eigenen Arbeitsraum auskommen muss und daher am liebsten Kaffee trinkt, und in dieser Begegnung, in der Überlagerung der Landkarten der beiden, verändern sich plötzlich Richtung und Horizont des Buben. Felix Guattari, strukturalistischer Psychiater-Kollege und gewissermaßen das Alter Ego von Gilles Deleuze, formuliert es so (Zitat):

Die Symptome sind wie Vögel, die mit dem Schnabel ans Fenster klopfen. Es geht nicht so sehr darum, sie zu interpretieren, sondern vielmehr darum, ihre Bahn auszumachen.

Bedeutung ist der Vogel, der mit dem Schnabel ans Fenster klopft. Es geht darum, seine Bahn auszumachen.

Eine Mauer bedeutet immer auch alle Mauern, die waren und sein werden. Eine Mauer rings um ein psychiatrisches Krankenhaus bedeutet immer auch alle Mauern, die jemals um psychiatrische Krankenhäuser gezogen wurden, samt all ihren historischen Implikationen.

Ein Pferd bedeutet immer auch alle Pferde, die waren und sein werden. Ein Pferd mit einem Herrenreiter drauf bedeutet immer auch alle Pferde, auf denen jemals Herrenreiter gesessen sind. Landkarten schieben sich übereinander. Bedeutung ist etwas, das horizontal sowohl in eine Gesellschaft als auch in die Zeit gespannt ist. Bedeutung transportiert sich fort, von einer persönlichen Landkarte zur anderen. Bedeutung kommt angefliegen, irgendwoher, und nimmt ihre Bahn, irgendwohin. Manche Menschen sagen Geschichte dazu. Ein Vogel klopft mit dem Schnabel ans Fenster. Wer ihn nicht hört, ist taub. Wer meint, auf die Frage, woher er

kommt und wohin er seine Bahn nimmt, verzichten zu können, ist möglicherweise faschistisch, dumm jedenfalls.

Mit einem Vogel endet jenes Buch, von dem jetzt – gewissermaßen als Coda – noch kurz die Rede sein soll. Es ist ein Buch aus der wirklich wichtigen Literatur und viele von Ihnen haben es mit Sicherheit schon gelesen. Der letzte Absatz der Geschichte ist schon unzählige Male zitiert worden (Zitat):

Heute, am fünfundzwanzigsten Februar, beende ich meinen Bericht. Es ist kein Blatt Papier übriggeblieben. Es ist jetzt gegen fünf Uhr abends und schon so hell, dass ich ohne Lampe schreiben kann. Die Krähen haben sich erhoben und kreisen schreiend über dem Wald. Wenn sie nicht mehr zu sehen sind, werde ich auf die Lichtung gehen und die weiße Krähe füttern. Sie wartet schon auf mich.

Dass Marlen Haushofers großer Roman „Die Wand“ mit dem Ende des Aufschreibens, also dem Ende kodifizierter Metaphorik, schließt, ist nicht nur, weil es die selbstreferentielle Konstruktion der Geschichte verlangt, schlüssig.

Die Dinge haben ein Ende, das ist das Thema des Buches, - Freundschaften, Beziehungen überhaupt, Gefühle, die Arbeit, das Leben. Manchmal kommt das Ende langsam und allmählich, manchmal abrupt und mit jener maximalen Unerbittlichkeit, mit der am Anfang des Romans die gläserne Wand in die Welt stürzt (Zitat).

Ich schreibe nicht aus Freude am Schreiben; es hat sich eben so für mich ergeben, dass ich schreiben muss, wenn ich nicht den Verstand verlieren will. (...) Ich habe diese Aufgabe auf mich genommen, weil sie mich davor bewahren soll, in die Dämmerung zu starren und mich zu fürchten. Denn ich fürchte mich. Von allen Seiten kriecht die Angst auf mich zu, und ich will nicht warten, bis sie mich erreicht und überwältigt. Ich werde schreiben, bis es dunkel wird, und diese neue, ungewohnte Arbeit soll meinen Kopf müde machen, leer und schläfrig.

Es bricht etwas herein in die Welt, etwas Unvorhergesehenes, bisher nicht Denkbare, etwas, das die Dinge durcheinander wirft, alles in Frage stellt, alles verändert, mit einem Schlag, eine undurchdringliche gläserne Wand.

Die Ich-Erzählerin in Marlen Haushofers Roman füllt den Zustand der unendlichen Einsamkeit und Leere, in den sie sich plötzlich geworfen sieht, mit dem, was am ehesten dazu zu taugen scheint, Schaden von ihrem Selbst abzuwenden, - mit Bedeutung: (Zitat, noch einmal)

Ich schreibe nicht aus Freude am Schreiben; es hat sich eben so ergeben, dass ich schreiben muss, wenn ich nicht den Verstand verlieren will.

Sie nimmt die Dinge in ihrer physischen Präsenz und erzeugt Bedeutung, indem sie ihnen Namen gibt, die plötzlich klingen, als wären sie gerade erfunden worden, obwohl es die alten Namen sind: Schaufel, Krampen, Himbeerschlag, Frühling, Nebel, Nachtluft. Sie zeichnet auf dem offenen Feld ihrer menschenleeren Welt eine neue Landkarte: Jagdhaus, Brunnen, Almhütte, der Hackstock, die Hausbank, das Tal, die Heuernte, der Schneefall, das junge Kalb. Selbst als es zur neuerlichen Katastrophe kommt, zum gewaltsamen Hereinbrechen des Nicht-Vorgestellten ins Gerade-wieder-Vorstellbare, wird auch das begrifflich und narrativ kartographiert: Der fremde Mann. Luchs, der Hund. Der junge Stier. Die Axt. Das Gewehr. Danach geht sie und füttert die weiße Krähe.

Bedeutung ist immer auch höchstpersönlich. Bedeutung ist das, womit wir die freien Räume unserer Existenz füllen. Bedeutung ist das, was wir auf unsere Landkarte zeichnen, wenn sie einmal leer geworden ist, das, was diesseits der gläsernen Wand liegt, nah bei uns selbst. Bedeutung ist schließlich das, was wir gemeinsam mit unseren Patientinnen und Patienten finden können, wenn wir ihnen gegenüber sitzen und zulassen, dass sich ihre Landkarte ein Stück über die unsere schiebt. Vielleicht schreiben wir dann einfach Worte auf: Krankenhaus, Arbeitsamt, Jugendamt, Amtsarzt, Leistungsträger, Mindestsicherung, Nützlichkeit, Minderleister, Gurtenbett, Mauer, Freiheit, Denkziel, Ende des Tages, Schlussstrich, Anständigkeit, Schamlosigkeit, Lüge. Es könnte sein, dass wir in so einem Augenblick das Gefühl haben, es ist ein Vogel im Spiel, der gegen eine gläserne Wand klopft, möglicherweise ist das aber auch zu pathetisch. Bedeutung (noch einmal) ist immer auch höchstpersönlich. Wer meint, auf sie verzichten zu können, verzichtet auf seinen Verstand.

Apropos Verstand. Die Spezifizierung des Begriffes Verstand bedeutet wie jede Spezifizierung eine Reduktion. Die Beschwörung des gesunden Menschenverstandes zum Beispiel oder – noch reduzierter – des Hausverstandes ist die Suggestion, doch besser auf den Verstand zu verzichten. Um das zu verstehen, brauchen wir keinen Vogel. Ich habe diesen Verzicht nicht vor. Ich denke, Sie auch nicht.

Mit der Vorstellung eines achtjährigen Buben, einfach davonzufliegen, habe ich begonnen. Beim Vogel bin ich gelandet, darf somit den Kreis in einer für die Psychiatrie angemessenen Weise schließen und der PSZ GmbH für die nächsten vierzig Jahre das Allerbeste wünschen.

Ich danke Ihnen fürs Zuhören!